

A 25,47 Erp

S L E

26562

420
045

EE-

71

1. Im Wintere fliegen die dring Lade druf die Lüth arim.
 2. Et siest glich op ge scharie, laune miind, at Wölte venter bäl.
 3. Ein Wölte an at den Offen, dat de Malde baste an ge künste fürte.
 4. Der gute nle Mann is mit dem Lichte druf at esse yabr anse
 vor an at best Wässer. 5. Ise esse vor die vider seft Wisse yaffor an
 6. Et siest wese seft, da Krusen sen je vayan yung scharie yalro.
 7. Et is de Lier lütker nleu Wölte von Gefer.
 8. In Lüste isen mir sise reis, is ylöer, is sene se druf yalro sen.
 9. Et bin bin der Trän yavisse on sen at ise yalro, on se sise
 se wist at of iser druf. 10. Et well at of mit venter isen.
 11. Et sisse d'is ylie mit dem Wölte von im da Wölte, d'is op.
 12. Et yalro d'is sen, seft, mir mit der yon. 13. Et sene sisse sisse yalro.
 14. Ein las Wölte, blic se vanga stann, in sisse yalro blic sen d'is.
 15. Ein sise sise at miind yalro on bil ylie yalro, d'is d'is se
 sene yon all da venter. 16. Ein bil vof mit yalro yalro
 im an Laste Wölte isse yalro, d'is vof isse yalro yalro yalro.
 17. Yalro, d'is se vof on sen d'is yalro yalro, se sise da Wölte se is

Zurück nach Erp

Individueller und intergenerationeller Sprachwandel in einer ripuarischen Sprechergemeinschaft



Rheinisches Archiv

Veröffentlichungen der Abteilung für Geschichte
der Frühen Neuzeit und Rheinische Landesgeschichte des Instituts für
Geschichtswissenschaft
der Universität Bonn

Gegründet von H. Aubin und Th. Frings
Herausgegeben von M. Rohrschneider und C. Wich-Reif

Band 162

Charlotte Rein

Zurück nach Erp

Individueller und intergenerationeller Sprachwandel
in einer ripuarischen Sprechergemeinschaft

Böhlau Verlag Wien Köln Weimar

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Landschaftsverbands Rheinland, der Irene und Sigurd Greven Stiftung sowie des Vereins für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande



IRENE UND SIGURD
GREVEN
STIFTUNG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2020 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Lindenstraße 14, D-50674 Köln
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen
Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Wenker-Fragebogen Nr. 26562, Digitaler Wenker-Atlas,
Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas, Marburg

Korrekturat: Patricia Simon, Langerwehe
Wissenschaftlicher Satz: satz&sonders GmbH, Dülmen
Druck und Bindung: Hubert & Co. BuchPartner, Göttingen
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-51712-0

Für meine Familie –
ohne euch wäre ich nie auf die Idee gekommen,
ohne euch hätte ich es nie geschafft.

Inhalt

Vorwort	11
1 Einleitung	13
2 Der ripuarische Sprachraum und seine Sprecher im Wandel der Zeit	19
2.1 Struktur und Dynamik des Ripuarischen	19
2.1.1 Sprachgebrauchsverhältnisse im 20. und 21. Jahrhundert	21
2.1.2 Strukturelle Entwicklungen zwischen Dialekt und Standard	36
2.2 Individuelle Sprachveränderungen im Lebenslauf	50
2.3 Methodische Überlegungen: Betrachtungen in <i>apparent time</i> und in <i>real time</i>	69
3 Die Erhebungen in Erftstadt-Erp 1971–1974 und 2015	77
3.1 Das Erp-Projekt 1971–1974	77
3.1.1 Theoretischer Hintergrund und Projektidee	78
3.1.2 Datenerhebung	81
3.1.2.1 Probanden	81
3.1.2.2 Aufnahmesituationen	82
3.1.2.3 Ergebnisse	85
3.1.3 Rezeption der Studie	87
3.2 Die Replikationsstudie 2015	92
3.2.1 Datenerhebung	93
3.2.1.1 Probanden	95
3.2.1.2 Aufnahmesituationen	101
4 Analyse und Auswertung der Sprachdaten	105
4.1 Variablenanalyse	112
4.1.1 Monophthongische Realisierung von std. / <i>ai̯</i> /	112
4.1.2 Monophthongische Realisierung von std. / <i>ai̯</i> /	117
4.1.3 Monophthongische Realisierung von std. / <i>ɔi̯</i> /	124
4.1.4 Spirantisierung von std. /b/	128
4.1.5 Koronalisierung von std. /ç/	132
4.1.6 Spirantisierung von std. /g/	138
4.1.7 Velarisierung von std. /l/	151
4.1.8 Apikale und velare Realisierung von /r/	156

4.1.9	Velarisierung von Alveolaren	164
4.1.10	Realisierung von <i>das, was</i> und <i>es</i>	169
4.1.11	Apokopierung von std. /t/	175
4.1.12	Realisierung der Flexionsformen von <i>haben</i>	181
4.1.13	Realisierung der Negationspartikel <i>nicht</i>	185
4.2	Kategorisierung der ausgewählten Variablen	189
4.2.1	Kategorisierung der Variablen im Teilkorpus 1970alt	196
4.2.2	Kategorisierung der Variablen im Teilkorpus 2015alt	200
4.2.3	Kategorisierung der Variablen im Teilkorpus 2015jung	201
4.2.4	Vergleich der Ergebnisse der drei Teilkorpora	203
5	Individuelle Sprachveränderungen und intergenerationeller Sprachwandel	213
5.1	Individuelle Sprachveränderungen: Panelstudie	213
5.1.1	Sprecherbiographien	213
5.1.1.1	Sprecher 126alt	217
5.1.1.2	Sprecher 217alt	222
5.1.1.3	Sprecher 221alt	226
5.1.1.4	Sprecher 227alt	230
5.1.1.5	Sprecher 260alt	235
5.1.1.6	Sprecher 293alt	238
5.1.1.7	Sprecher 326alt	243
5.1.1.8	Sprecher 395alt	247
5.1.1.9	Sprecher 396alt	251
5.1.2	Kategorisierung nach Sprechertypen	255
5.2	Intergenerationeller Sprachwandel	273
5.2.1	Vergleich der beiden Erhebungsgruppen	273
5.2.1.1	<i>Apparent time</i> -Vergleich	273
5.2.1.2	Trendstudie	280
5.2.2	Sprache in der Familie	289
5.2.2.1	Familie 1	290
5.2.2.2	Familie 2	292
5.2.2.3	Familie 3	295
5.2.2.4	Vergleich der drei Familien	297
5.2.2.5	Geschlechterdifferentes Sprachverhalten	299
5.2.3	Vergleich der drei Sprechergenerationen	305
6	Fazit	313
	Abkürzungsverzeichnis	321
	Literaturverzeichnis	323

Inhalt	9
Abbildungsverzeichnis	345
Tabellenverzeichnis	349
Anhang	351
Interviewleitfaden alte Probanden	351
Interviewleitfaden junge Probanden	353

Vorwort

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine leicht überarbeitete Fassung meiner im Wintersemester 2018/19 von der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn angenommenen Dissertationsschrift.

Diese wäre nicht möglich gewesen, hätten mich nicht zahlreiche Menschen im Laufe der Jahre auf vielfältige Weise unterstützt: An erster Stelle sei meinen Gewährspersonen aus Erp für ihre Bereitschaft gedankt, mir so ausführlich von ihrem (Sprach-)Leben zu erzählen. Josef Reger und der leider bereits verstorbene Everhard Fassbender haben mir im Ort Türen und Tore geöffnet. Meine Doktormutter Prof. Dr. Claudia Wich-Reif begleitete mich geduldig von der Konzeption der Studie bis zu deren Abschluss und bestärkte mich immer, meinen eigenen Interessen zu folgen. Prof. Dr. Petra M. Vogel hat dankenswerterweise das Zweitgutachten übernommen. Für die Aufnahme in die Reihe „Rheinisches Archiv“ danke ich den Herausgebern Prof. Dr. Michael Rohrschneider und Prof. Dr. Claudia Wich-Reif. Der Irene und Sigurd Greven Stiftung Köln, dem Landschaftsverband Rheinland und dem Verein für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande gebührt großer Dank für die Förderung der Druckkosten. Mit meinen Kolleginnen und Kollegen an der Universität Bonn habe ich fünf gemeinsamen Jahre verbracht, die sowohl fachlich als auch persönlich eine wichtige Zeit für mich waren. Dr. Jan Seifert hat den Text Korrektur gelesen und hilfreiche Hinweise gegeben, vielen Dank! Meine Kolleginnen und Kollegen am LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte haben mich im Abschlussjahr der Arbeit geduldig und mit offenen Ohren begleitet – eine große Hilfe in einer anstrengenden Zeit.

Meine Freundinnen und Freunde standen jederzeit für Zerstreung und Ablenkung bereit, ich danke euch! Ganz besonders danke ich Stephanie Sauermilch: Was für ein Glück, dich getroffen zu haben.

Zuletzt möchte ich mich bei meiner Familie bedanken. Ohne ihre Unterstützung und ihren unerschütterlichen Glauben an mich, hätte ich dieses Projekt sicher gar nicht erst begonnen. Und ohne Cornelius Dirk hätte ich wohl nicht bis zum Ende durchgehalten – danke für Exceltabellen, gerettete Kapitel, Nachtsche mit Obst und so vieles mehr!

Bornheim, im Juli 2019

Charlotte Rein

1 Einleitung

Deutschunterricht, dat wor nix för misch
denn ming Sproch, die jof et do nit.
„Spresch ödentlich!“, hät de Mam jesaht,
„Di Zeuschniss, dat weed keine Hit!“
Ich spresch’ doch nur ming eijene Sproch,
wusst nit, wat se vun mer will.
Ejal, wat isch saachen dät,
et wor verkeht.
Brings: „Kölsche Jung“

Seit Beginn der „[v]or- und frühwissenschaftliche[n]‘ Beschäftigung“ (Niebaum/Macha 2014: 57) mit den Dialekten des Deutschen im 17. Jahrhundert ist das Interesse an der vielfältigen regionalen Sprachlandschaft ungebrochen. Dabei hat sich der Fokus, ausgehend von der klassischen Dialektologie, die sich vornehmlich der Dokumentation der zahlreichen Ortsdialekte widmete – immer in der Annahme, dass zum jeweiligen Zeitpunkt die letzte Möglichkeit dazu bestünde,¹ –, in den vergangenen Jahrzehnten deutlich verschoben. Dies ist zum einem dem Wandel des Forschungsgegenstandes selbst geschuldet. Zwar sind die Dialekte nicht, wie Philipp Wegener vermutete, gänzlich unter- und „in der algewaltigen schriftsprache“ (ebd.: 464) aufgegangen, ein Einfluss der Standardsprache auf die Basisdialekte und die „Umwertung der modern gesprochen, Dialekt/Hochdeutsch-Diglossie mit großlandschaftlichen Oralisierungsnormen“ (Schmidt/Herrgen 2011: 65) hin zu den modernen Regionalsprachen ist jedoch augenfällig. Des Weiteren hat sich die Perspektive auf regionale Sprachvariation und somit das Forschungsinteresse seit den 1970er-Jahren, insbesondere durch die Etablierung der Soziolinguistik, verändert. So stehen heute zu meist die tatsächlich realisierten Sprachlagen und deren Struktur sowie ihre Verwendung, Wahrnehmung und Bewertung durch die Sprecher² im Vordergrund der Untersuchungen. Dieser Wandel brachte auch eine Veränderung der

1 So schreibt schon Philipp Wegener 1880: „Auch das prognostikon, das man auf grund dieser erscheinung den volksdialekten gestelt hat, müssen wir als richtig anerkennen, sie sind sämtlich dem untergange geweiht, dem almählichen aufgehn in der algewaltigen schriftsprache“ (Wegener 1880: 464).

2 Im Folgenden wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht. Eine Differenzierung erfolgt nur, wenn das

Methoden mit sich; so stehen heute neben dem ‚klassischen‘ Übersetzen von Sätzen in den bzw. aus dem Dialekt Verfahrensweisen, die möglichst natürliche Sprachdaten³ evozieren oder das Sprachwissen linguistischer Laien sichtbar machen sollen. Zudem ist die Relevanz sprecherbiographischer Daten zur Erklärung von individuumspezifischem Sprachhandeln und -bewerten inzwischen unbestritten.⁴

Methoden zur Erfassung objektiver und subjektiver Sprachdaten wurden in den vergangenen Jahrzehnten in zahlreichen Projekten verwendet und modifiziert, verstärkt vor allem in den letzten Jahren, in denen einige Projekte die großflächige Dokumentation der Regionalsprachen des Deutschen anstreben.⁵ Die Anwendung ähnlicher Erhebungs- und Auswertungsverfahren bringt den Vorteil der Vergleichbarkeit mit sich, wobei je nach Forschungsinteresse unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt werden. Auch in Hinblick auf die Zusammenstellung der Probandengruppen ähneln sich die Konzeptionen vieler variationslinguistischer Arbeiten. Da zumeist nicht nur die aktuelle Sprachrealität von Interesse ist, sondern auch Wandeltendenzen der Regionalsprachen aufgezeigt werden sollen, werden häufig Gewährspersonen unterschiedlicher Altersgruppen befragt und deren Aufnahmen und Aussagen miteinander verglichen. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass synchron beobachtbare sprachsystematische Differenzen zwischen altersdifferenten Gruppen auf bestehende Sprachwandelprozesse hindeuten.⁶

All diesen Untersuchungen ist auch gemein, dass das Sprachverhalten des einzelnen Sprechers zumeist nur schlaglichtartig als Momentaufnahme beschrieben wird. Sich manifestierende Veränderungen im Sprachsystem und in der Sprachverwendung werden hauptsächlich individuenübergreifend betrachtet. Dies führt dazu, dass das Wissen um Sprachveränderungsprozesse im Lebenslauf eines (erwachsenen) Individuums ein Desiderat ist. Zu den wenigen Untersuchungen gehören das Projekt „Wandel im gesprochenen Deutsch“, das am Institut für Deutsche Sprache (IDS) durchgeführt wurde (Wagener 1997, Bausch

Geschlecht als möglicher Einflussfaktor auf die Sprachverwendung thematisiert wird (vgl. Kap. 5.2.2.5).

3 Zur Natürlichkeit von Sprachdaten vgl. Lenz 2003: 62–64 und Kap. 3.1.2.2 der vorliegenden Arbeit.

4 Zur Erhebung sprecherbiographischer Daten vgl. Kap. 5.1.

5 Hierzu zählen das Projekt „Regionalsprache.de (REDE)“ am Marburger Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas, das Verbundprojekt mehrerer Universitäten in Norddeutschland „Sprache in Norddeutschland (SiN)“ sowie das Projekt „Gesprochenes Deutsch: Standardsprache – Alltagssprache“ mit dem Korpus „Deutsch heute“ des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim.

6 Zur *apparent time*-Methode vgl. Kap. 2.3.

2000b u. a.), sowie die kleineren Studien von Beat Siebenhaar (2000), Alfred Lameli (2004), Brigitte Ganswindt (2010) und Jürgen Ruge (2011) (vgl. Kap. 2.2). Zwar liegen aus Sprecherbiographien Angaben der Gewährspersonen zu ihrer Sprachverwendung in verschiedenen Situationen vor und in der Retrospektive werden auch veränderte Gewohnheiten hinsichtlich des Gebrauchs unterschiedlicher Varietäten und Sprachlagen deutlich. Allerdings handelt es sich hierbei um subjektive Schilderungen der Probanden selbst, die zum Teil einen umfangreichen Zeitraum abdecken und das Erinnerungsvermögen der Sprecher fordern. Es lässt sich daher fragen, inwiefern diese Informationen ein verlässliches Abbild der (vergangenen) Realität darstellen. Ludwig M. Eichinger fasst diese Problematik in drei Punkten treffend zusammen:

Zum Ersten: Wenn man die Menschen nach ihrer Sprache und ihrem Sprachgebrauch fragt, bekommt man Meinungen zur Antwort. Zudem bekommt man Meinungen zu einem Punkt, über den man zumeist noch gar nicht so genau nachgedacht hat, so dass nicht so ganz klar wird, welche Tatsachen hier besonders fokussiert werden. Da damit mindestens ein jeweils eigener Blick auf die in Fragen stehenden Daten geworfen wird, ist ein Rückschluss auf das jeweilige Handeln und die daraus ersichtlichen sprachlichen Verhältnisse nicht auf einfache Weise möglich.

Zum Zweiten: Die metasprachlichen Äußerungen von Sprechern, die keine professionellen Sprachwissenschaftler sind, sind oft nicht leicht analytisch einzuordnen. Und selbst wo Kerne linguistischen Beschreibungsinventars auftauchen, ist zu sehen, dass das Kategorieninventar gegenüber der eigentlichen Wissenschaft beschränkt ist, was den Grad möglicher Genauigkeit der Aussagen, aber auch die Möglichkeiten der Extrapolation durch den Wissenschaftler beschränkt.

Zum Dritten: Normale Sprecher sind keine Lügner, aber sie versuchen, zu ihrem Gesprächspartner nett zu sein. Außerdem sind sie anfällig für in diesem Rahmen Augenfälliges und der Vorsortierung durch umlaufende Meinungen anheimgegeben. So weiß man oft nicht so genau, wie sich die geäußerte zur ‚eigentlichen‘ Meinung des Sprechers verhält. (Eichinger 2010: 433 f.)

Mit dieser Feststellung soll keineswegs dafür plädiert werden, den Angaben linguistischer Laien nicht zu trauen und sie in nachfolgender Konsequenz nicht mehr zu erheben (vgl. ebd.: 448). Vielmehr soll deutlich gemacht werden, dass es für die Klärung der Frage, „ob junge Erwachsene, deren Spracherwerb für die Primärsprache im Wesentlichen abgeschlossen ist, die erworbenen Varietäten grundsätzlich in der einmal erworbenen Weise beibehalten oder ob sie sie im Laufe ihres Lebens wieder ändern“ (Schmidt/Herrgen 2011: 334), notwendig ist, sowohl subjektive als auch objektive Sprachdaten derselben Sprecher zu vergleichen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten aufgezeichnet wurden. Dies ist insbesondere von großer Relevanz, wenn – wie beim Sprechen über regionale

Sprachvarietäten – die wissenschaftliche und die alltagssprachliche Terminologie schwer in Übereinstimmung zu bringen sind. So konstatiert Georg Cornelissen „[d]as Fehlen einer zweifelsfrei tauglichen Begrifflichkeit und die damit drohenden Verständigungsprobleme zwischen Sprachwissenschaftler und Sprecher/Gewährsperson“ (Cornelissen 2001: 372 f., vgl. auch Lenz 2003: 327 f.).

Auch ist zu berücksichtigen, dass die teilweise negative Bewertung dialektalen Sprechens, beispielsweise in Hinblick auf die Kindererziehung, die Realität und die Darstellung der Realität durch den Sprecher möglicherweise auseinanderklaffen lassen kann.

Dass Untersuchungen dieser Art im deutschsprachigen Raum, wie auch weltweit, selten umgesetzt werden, hat wohl in erster Linie forschungspraktische Gründe. Selten ergibt sich die Möglichkeit, von denselben Personen im Laufe ihres Lebens (unter Beibehaltung der Erhebungsmethoden der ersten Untersuchung) wiederholt Sprachaufnahmen anzufertigen und somit eine verlässliche Panelstudie durchführen zu können (vgl. Ruge 2011: 287). Doch reicht allein eine *real time*-Studie nicht aus, um Veränderungen eindeutig begründen zu können: So können beispielsweise *age grading*-Phänomene für Unterschiede verantwortlich sein, aber auch Sprachwandelprozesse innerhalb der untersuchten Sprechergemeinschaft. Es ist also sinnvoll, eine *real time*-Studie mit einer *apparent time*-Studie zu verknüpfen, indem zum einen erneut Daten bereits befragter Sprecher untersucht werden und ergänzend dazu eine jüngere Sprechergruppe derselben Sprechergemeinschaft (vgl. Haas 1999: 128, Schmidt/Herrgen 2011: 334 f.).

Auch an das Erhebungsgebiet, in dem ein solch komplexer Untersuchungsaufbau angesiedelt werden kann, sind besondere Anforderungen zu stellen. Als ideal ist hier eine Region anzusehen, in der auf Grundlage vorhandener Studien davon ausgegangen werden kann, dass das Dialekt-Standard-Gefüge in der Zeit zwischen den beiden Erhebungszeitpunkten durch signifikante sprachdynamische Prozesse geprägt ist. Dies trifft im deutschen Sprachgebiet sicherlich auf den mittelfränkischen Sprachraum zu, der durch die Dialektgebiete Moselfränkisch und Ripuarisch gebildet wird. In zahlreichen Arbeiten zeigt sich seit den 1970er-Jahren, dass der „mittelfränkische Raum nach vorliegenden Erkenntnissen durch recht diffuse Verhältnisse im Sprachgebrauch gekennzeichnet [ist]. Was Verwendungsstrukturen und Varietäteneignung betrifft, scheint gerade in dieser Region sehr viel im Fluß zu sein“ (Macha 1991: 71).⁷ Eine Darstellung entsprechender Entwicklungstendenzen innerhalb des mittelfränkischen

⁷ Das Zitat von Jürgen Macha kann hier stellvertretend für die Ergebnisse mehrerer Studien stehen, die an verschiedenen Ortspunkten innerhalb des Mittelfränkischen durchgeführt wurden, vgl. Besch et al. 1981; Kreyman 1994; Lenz 2003; Lameli 2004; Möller 2013 sowie die Überblicksdarstellungen in Cornelissen 1999; Macha 2000 und Kremer 2002.

Sprachraums wird dem empirischen Teil der Arbeit vorangestellt (Kap. 2.1). Daneben erfolgt eine Darstellung des bisherigen Kenntnisstands hinsichtlich der Veränderung der Sprache eines Individuums im Laufe des Lebens (Kap. 2.2). In theoretischer Hinsicht erfolgt eine kritische Beleuchtung der Methodiken zur Erhebung von Daten in *real time* und *apparent time* (Kap. 2.3). Kapitel 3 widmet sich der Konzeption der empirischen Erhebung. Hierfür ist es notwendig, zunächst das Projekt „Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden (Erp-Projekt)“ vorzustellen, für das in den 1970er-Jahren im ripuarischen Dorf Erp umfangreiches Datenmaterial erhoben wurde (Kap. 3.1) und an das die im Rahmen dieser Dissertationsschrift durchgeführte Replikationsstudie anknüpft (Kap. 3.2). Diese nutzt zum einen Material aus den 1970er-Jahren, das sowohl subjektive als auch objektive Sprachdaten umfasst, zum anderen neu erhobene Daten aus dem Jahr 2015. Da in Erp 2015 neun Gewährspersonen für eine Neuerhebung gewonnen werden konnten, die bereits vor 45 Jahren am ursprünglichen Projekt teilgenommen hatten, ergibt sich für diese Sprecher die seltene Gelegenheit, eine Panelstudie durchzuführen. Anhand eines Vergleichs der Aufzeichnungen von 1970 und 2015 kann untersucht werden, ob und, wenn ja, wie sich die Sprachlagen der Gewährspersonen in diesem Zeitraum gewandelt haben. Mithilfe der zu beiden Zeitpunkten dokumentierten sprecherbiographischen Daten können zudem mögliche Gründe für veränderte Sprachverwendung ermittelt werden. Um eindeutig zwischen *age grading*-Phänomenen und ‚echten‘ Sprachwandelprozessen unterscheiden zu können, wurden zudem Aufnahmen mit einer zweiten Sprechergruppe gemacht. Diese setzt sich aus jüngeren Angehörigen der wiederholt befragten Gewährspersonen zusammen, die in Erp und der näheren Umgebung leben. So ergeben sich drei Teilkorpora, die miteinander verglichen werden können: die Daten der Sprecher der Panelstudie aus den Jahren 1970 und 2015 sowie die Daten ihrer Verwandten der nächsten Generation aus dem Jahr 2015. Kapitel 4 und 5 beinhalten die Auswertung der Daten. In Kapitel 4 wird ein quantitativer Zugang in Form einer Variablenanalyse gewählt (Kap. 4.1), mit deren Hilfe neben der detaillierten Betrachtung einzelner phonetisch-phonologischer Variablen insbesondere der Frage nach möglichen Variablenhierarchien nachgegangen werden soll, die sowohl in der *real time*- als auch in der *apparent time*-Perspektive verglichen werden können (Kap. 4.2). In Kapitel 5 stehen der einzelne Sprecher und sein Sprachhandeln im Fokus. Zuerst werden die individuellen Sprecherbiographien der Gewährspersonen nachgezeichnet, von denen Daten aus den 1970er-Jahren und von 2015 vorliegen (Kap. 5.1.1). Daran anschließend wird der Versuch unternommen, auf Basis der Analyseergebnisse unterschiedliche Sprechertypen zu kategorisieren (Kap. 5.1.2). Abschließend werden die Daten in Bezug zu denen der jüngeren Sprecher gesetzt, so dass neben die Panelstudie eine Trendstudie sowie eine *apparent time*-Studie gestellt werden können (Kap. 5.2.1). Auf diese Weise ist es möglich, detailliert aufzuzeigen,

welche sprachlichen Veränderungen der einzelnen Sprecher auf Sprachwandelprozesse zurückzuführen sind und welche individuelle oder altersbedingte Ursachen haben. Durch Einbezug unterschiedlicher sozialer Variablen (Familienzugehörigkeit, Geschlecht) werden weitere mögliche Auslösefaktoren überprüft (Kap. 5.2.2).

Durch diesen mehrdimensionalen Untersuchungsansatz sollen eine möglichst eingehende Beschreibung und eine umfassende Auswertung des Datenmaterials gewährleistet werden.

2 Der ripuarische Sprachraum und seine Sprecher im Wandel der Zeit

2.1 Struktur und Dynamik des Ripuarischen

Der ripuarische Sprachraum bildet gemeinsam mit dem Moselfränkischen das Mittelfränkische, das seinerseits wiederum einen Teilbereich des Westmitteldeutschen darstellt. Begrenzt wird das Mittelfränkische im Norden durch die Benrather Linie, mit einem recht breiten Übergangsgebiet zum Niederfränkischen. Im Süden bildet die *dat/das*- bzw. *was/wat*-Linie des rheinischen Fächers die Grenze zwischen dem moselfränkischen und dem rheinfränkischen Raum. Im Westen teilt die bundesdeutsche Staatsgrenze nach Belgien, in die Niederlande und nach Luxemburg⁸ den Sprachraum, im Osten grenzt er an das Zentralhessische (vgl. Abb. 2.1).

Hinsichtlich der abgrenzenden strukturellen Merkmale sind „nicht die [...] konsonantischen Gegebenheiten [der 2. Lautverschiebung; C.R.] [...] das sprachliche Hauptkennzeichen des mittelfränkischen-maasländischen Raumes, sondern seine eigentümlichen distinktiven Tonakzente, die Rheinische Akzentuierung und die Limburgse betoning“ (Klein 2000: 4 f., vgl. auch Lameli 2013: 208). Hierdurch ergibt sich vor allem im Süden zum Rheinfränkischen, wo die *dat/das*-Linie, die *wat/was*-Linie und die durch die Tonakzente entstehende Isoglosse etwa parallel verlaufen, eine deutliche Abgrenzung, die innerhalb der letzten 100 Jahre eine „erstaunliche[...] Stabilität“ (Schmidt 2005b: 24 f.) aufweist. Auch perzeptionslinguistisch konnte eine große Relevanz der Tonakzente nachgewiesen werden (vgl. Purschke 2011). An der *Dorf/Dorp*-Linie des rheinischen Fächers grenzt das Moselfränkische an das Ripuarische. Auffälligste Differenz zwischen den beiden Dialektgebieten ist, neben dem Erhalt des unverschobenen spätwerm. *p* nach Liquid im Auslaut im Ripuarischen, die Weiterentwicklung der Phonemfolge mhd. *-nd-*. Während im Moselfränkischen im Inlaut Assimilation zu /n/ erfolgt (mfrk. /jəfɔnə/ ‚gefunden‘) und die Abfolge im Auslaut erhalten bleibt (mfrk. /hɔnt/ ‚Hund‘) (vgl. Wiesinger 1983a: 857), erfolgt im Ripuarischen Velarisierung (rip. /fɔŋə/ ‚gefunden‘, rip. /hɔŋk/ ‚Hund‘) (vgl. Kap. 4.1.9).⁹

8 Zur Herausbildung des Lëtzebuergeschen aus dem westmoselfränkischen Dialektkontinuum vgl. Gilles 1999.

9 Zu weiteren Unterschieden sowie zu den Gemeinsamkeiten vgl. ebd.: 855–859.



Abb. 2.1: Mittelfränkischer Sprachraum (nach Wiesinger 1983a: 830 f.)

Eine Abgrenzung des Mittelfränkischen im Norden ist nicht derart eindeutig (vgl. Elemental 2005b: 122). Besonders zwischen dem Ripuarischen und dem Niederdeutschen können aus unterschiedlichsten Perspektiven Ähnlichkeiten beschrieben werden (vgl. Lameli 2013: 206). Dies ist aus sprachhistorischer Sicht nicht verwunderlich, ist doch bereits in spätmittelalterlichen Quellen eine Zurechnung Kölns zum *Nieder-* oder *Oberland*, also zum nieder- bzw. hochdeutschen Sprachraum, nicht eindeutig möglich (vgl. Möller 2000: 53 f.).¹⁰ Diese Eigenständigkeit sowie die Verwandtschaft zum Niederfränkischen zeigen sich auch in neueren Studien zur Gliederung des deutschen Sprachraums aus dialektologischer Perspektive. So unternimmt Alfred Lameli eine statistische Neuauswertung der Daten des Deutschen Sprachatlases von Georg Wenker, in der insbesondere die Similarität der Dialekte der heutigen Landkreise untereinander abgeglichen wird (vgl. Lameli 2013: 45–64). Mit Blick auf die Ergebnisse resümiert er:

Der nach Forschungslage sicherlich ungewöhnlichste Befund betrifft die Separierung des Mittelfränkischen aus dem hochdeutschen Verband. [...] In der Analyse der signifikanten Bezugspunkte konnte gezeigt werden, dass sich die Vertreter der niederfränkischen, der ripuarischen und moselfränkischen Sprachlandschaft jeweils sehr

¹⁰ Zur Eigenständigkeit der ripuarischen Schriftsprache vom 13. bis zum 16. Jh. vgl. auch Hoffmann 2000; Möller 2001; Hoffmann/Mattheier 2003; Mattheier 2003.

viel deutlicher von den umliegenden Dialekten unterscheiden, als es bei den übrigen Dialekten der Fall ist. (ebd.: 205)

Diese Sonderstellung des als *Westdeutsch* bezeichneten Dialektverbandes kann Alfred Lameli zusätzlich mit bereits vorhandenen Forschungsergebnissen stützen, die, unabhängig von Zeit, Systemebene und Erhebungsmethoden, vergleichbare Ergebnisse liefern (vgl. ebd.: 206–214, 227).

2.1.1 Sprachgebrauchsverhältnisse im 20. und 21. Jahrhundert

Nach dieser kurzen arealtypologischen Verortung des Ripuarischen soll im Folgenden ein Überblick über die Entwicklung der sprechsprachlichen Verhältnisse im 20. und 21. Jahrhundert gegeben werden.¹¹ Dies ist für die nachfolgende empirische Untersuchung insofern relevant, als dass die interviewten Probanden im Zeitraum zwischen 1921 und 1988 geboren wurden und damit zu Zeiten aufgewachsen sind, in denen der Dialekt im Rheinland¹² ganz unterschiedliche Verbreitung und Bewertung erfahren hat (vgl. Kap. 3.2.1.1).¹³ Für die Beschreibung der einzelnen Biographien ist es daher unerlässlich, das individuelle sprachliche Verhalten sowie Einstellungen und Erfahrungen in einen größeren Kontext zu verorten, um ähnliche Tendenzen oder aber deutliche Abweichungen ausmachen zu können (vgl. Kap. 5). Um terminologisch klar zwischen Sprachwandelvorgängen, die – über kurz oder lang – das sprachliche Verhalten einer gesamten Sprechergemeinschaft¹⁴ prägen, und Veränderungen, die nur bei einzelnen Sprechern zu beobachten sind (vgl. Kap. 2.2), trennen zu können, wird im Folgenden

11 Der Fokus liegt hier deutlich auf dem Ripuarischen; Untersuchungsergebnisse zum Moselfränkischen und zum Niederfränkischen werden hinzugezogen, um Aussagen bekräftigen oder abgrenzen zu können.

12 Das Territorium, auf das sich der Begriff *Rheinland* bezieht, ist nicht einheitlich definiert. Hier und im Folgenden wird damit das Teilgebiet der ehemaligen preußischen Rheinprovinz bezeichnet, das heute zum Land Nordrhein-Westfalen gehört und dialektgeographisch das Ripuarische, das Niederfränkische und kleine Gebiete des Moselfränkischen umfasst (vgl. die kartographische Darstellung in Cornelissen 2015: 89). Zur historischen Genese des Begriffs vgl. Engelbrecht 2003, zur davon abgeleiteten Sprachbezeichnung *Rheinisch* vgl. Elmentaler 2005b.

13 Zur Definition der Termini *Dialekt* und *Standardsprache* vgl. Kap. 2.1.1, S. 26.

14 Die Termini *Sprechergemeinschaft* (vgl. z.B. Dingeldein 2000: 68; Elmentaler 2006b: 13; Lameli 2013: 3); *Sprechgemeinschaft* (vgl. z.B. Lanwer 2015: 16–21) und *Sprachgemeinschaft* (vgl. z.B. Mattheier 1975: 361; Besch 1997: 179; Wagener 1999: 49; Auer 2001: 39; Siebenhaar 2003: 313; Lameli 2004: 31 f.) werden in der dialektologischen und regionalsprachlichen Forschungsliteratur weitestgehend parallel verwendet. Eine Definition des verwendeten Terminus wird selten gegeben (vgl. aber Lanwer 2015: 16–21). Welche Sprecher jeweils als Gemeinschaft angesehen werden, differiert, ist aber zumeist aus dem Kontext ersichtlich (bspw. alle Sprecher des Deutschen vs. alle Sprecher eines bestimmten

zwischen *Sprachwandel* als interindividuellem Prozess und *Sprachveränderungen* als individuellen Erscheinungen unterschieden:

1. Von „Sprachwandel“ kann erst gesprochen werden, wenn dieselbe Veränderung im Sprachbesitz mehrerer Individuen eingetreten ist und von nun an ihre Sprachproduktion bestimmt;
2. damit dies geschehen kann, müssen mehrere Individuen dieselbe Veränderung in ihren Sprachbesitz aufnehmen, d. h. lernen;
3. daraus folgt, dass Sprachwandel nie augenblicklich vor sich gehen kann, da es ausgeschlossen ist, dass mehrere Individuen auch nur ein einziges Merkmal ihrer Sprache simultan und gleichsinnig verändern können; vielmehr muss sich jedes Individuum dazu auf konkrete Sprechakte stützen, welche die gleiche Veränderung bereits aufweisen. Sprachwandel bedeutet folglich Ausbreitung einer Veränderung, oder von den Sprechern aus gesehen, Übernahme der selben [sic!] Veränderung durch immer mehr Sprecher. (Haas 1978: 7)¹⁵

Für das Ende des 19. und den Beginn des 20. Jahrhunderts kann davon ausgegangen werden, dass insbesondere in den ländlichen Gebieten des Rheinlandes der alltägliche Sprachgebrauch durch die Verwendung des Dialekts geprägt war (vgl. Cornelissen 1999: 91 f.). Es ist anzunehmen, dass es zu dieser Zeit auch Sprecher gab, die nur ihren jeweiligen Ortsdialekt beherrschten und somit als einsprachig-dialektal charakterisiert werden können (vgl. Macha 1992: 272). Bereits um 1700 war neben die Dialekte im deutschen Sprachgebiet eine weitere Varietät¹⁶ getreten: die Aussprache der Schriftsprache.¹⁷ Somit kann ab diesem Zeitpunkt zunehmend „von einem Wechsel von einem Einvarietäten- zu einem Zweivarietätensystem des Deutschen ausgegangen werden“ (Ganswindt 2017: 17), es gibt also eine Entwicklung von einer mono- zu einer diglossischen Sprachrealität. Für den ripuarischen Sprachraum, vor allem für die Stadt Köln, kann angenommen werden, dass dieser Prozess durch das hohe Prestige, das dem Stadtdialekt zugesprochen wurde, vergleichsweise spät begonnen hat (vgl. Besch 1983: 1402). Walter Hoffmann und Klaus J. Mattheier gehen davon aus, dass

Ortsdialekts). Für die vorliegende Arbeit wird der Begriff *Sprechergemeinschaft* verwendet, da dieser m.E. die zentralen Aspekte der Individualität der einzelnen Sprecher sowie der individuellen Variabilität hinsichtlich des Einsatzes unterschiedlicher Sprachlagen (und damit den Unterschied *Sprache* vs. *Sprechen*) deutlicher herausstellt als *Sprachgemeinschaft*. Zum Begriff *Sprachlage* vgl. Kap. 2.1.1, S. 26.

15 Vgl. auch Thinnes 1981: 188 und Wagener 1999: 49.

16 Zur Definition des Terminus Sprachvarietät vgl. Kap. 2.1.1, S. 26.

17 Seit dem Ende des 17. Jhs. finden sich auch in größerem Maße Klagen über den Verfall der Dialekte, aus denen konträr dazu auf eine bereits verbreitete Verwendung dieser neu entstandenen Oralität geschlossen werden kann, vgl. Mattheier 1997: 406.

die hd. Sprechsprache mit einem Kölner Akzent [...] sich wahrscheinlich seit Ende des 17. Jhs. über die Vorlese- und Lesesprache, später dann auch als Theatersprache [...] ausgebildet [hat] und [sich] im 19. Jh. gruppen- und situationsspezifisch entlang der Dimension ‚Schriftorientiertheit‘ und ‚Öffentlichkeit‘ im Kölner Bürgertum [verbreitet hat]. (Hoffmann/Mattheier 2003: 2336)

Wie die Charakterisierung „Kölner Akzent“ andeutet, waren diese Oralisierungsversuche des Schriftdeutschen, die von Jürgen E. Schmidt und Joachim Herrgen als „landschaftliches Hochdeutsch“ (Schmidt/Herrgen 2011: 67) bezeichnet werden, in den unterschiedlichen Dialektgebieten durch Regionalismen geprägt. Hiervon betroffen war insbesondere der lautliche Bereich, „da die Buchstaben und Buchstabenkombinationen der Schrift auf das jeweilige Phonemsystem des Sprechers bezogen werden mussten“ (Ganswindt 2017: 17). Bis zur weiteren Verbreitung des Rundfunks konnten die Sprecher, die als Erstsprache den Ortsdialekt erworben hatten, dieses landschaftliche Hochdeutsch nur durch die Orientierung an Vorbildern innerhalb der Gemeinde erlernen. Dies waren beispielsweise Pfarrer oder Lehrer, die wiederum ihre eigene Kompetenz auf geschriebener Basis erlernt hatten. So entwickelten sich regionalspezifische Buchstaben-Laut-Zuordnungen, die die Oralisierungsnormen der Schriftsprache in den unterschiedlichen Sprachlandschaften prägten (vgl. Schmidt 2005a: 284, Möller 2006: 113). Das landschaftliche Hochdeutsch gewann im 19. Jahrhundert vor allem durch die preußische Schulpolitik und die Einführung der Volksschulen an Relevanz, so stieg die Alphabetisierungsrate in den deutschsprachigen Gebieten in dieser Zeit von etwa 50 % auf fast 100 % (vgl. Besch 1983: 1404, Macha 2000: 295, Elspaß 2008: 8). Im Rheinland war ein Schulbesuch ab 1825 verpflichtend (vgl. Möller 2013: 312). Daneben war vor allem – auch schon etwas früher (vgl. Schmidt 2005a: 285) – die Kirche als Normierungsagentur zu betrachten (vgl. Möller 2013: 314 f., Ganswindt 2017: 18).

Aus dieser diglossischen Sprachrealität heraus entwickelte sich insbesondere im städtischen Bereich zunehmend eine je nach Situation und Gesprächspartner unterschiedliche Varietätenwahl (vgl. Cornelissen 1999: 92).

Im personellen Kontakt der Mitglieder der intellektuellen Elite in den verschiedenen geistigen Zentren waren die Oralisierungsakte gleichgerichtet (auf die Schriftsprache gerichtet) und hatten eine ähnliche dialektale Basis, so dass sich bald relativ stabile *Konventionen* herausbildeten. (Schmidt 2005a: 284, Hervorhebung im Original)

Robert Möller unterstreicht diesbezüglich, dass es sich bei der Übernahme der Merkmale auf dialektaler Basis um Imposition handelt, d. h. „um allgemein unvollständiges Erlernen einer Fremdsprache durch eine Sprechergruppe [...], deren Interferenzen dann auch von muttersprachlichen Sprechern dieser Sprache

übernommen werden – vor allem natürlich von späteren Generationen (Substrat)“ (Möller 2013: 259).¹⁸

Die dialektalen Eigenheiten dieser Konventionen sind dennoch als Imposition zu verstehen und nicht nur als Zeichen reiner Unkenntnis bzw. Nichtexistenz einer überregionalen Lautungsnorm: Im Hinblick auf eine schriftgetreue Aussprache war der Unterschied zwischen ⟨j⟩ und ⟨g⟩ ja grundsätzlich nicht irrelevant. Durch den vorwiegend regionalen Rahmen der mündlichen Interaktion auch in der Hochsprache musste die weniger mühsame [j]-Aussprache jedoch als normal erscheinen. (ebd.: 314)

Quellen über die tatsächlichen Sprachverhältnisse¹⁹ sind für diesen Zeitraum weniger umfangreich und ergiebig als für spätere Zeitabschnitte (vgl. ebd.: 294 f.).²⁰

Im Laufe der 1920er- und 1930er-Jahre entwickelten sich die Verhältnisse im Rheinland sukzessive zugunsten einer standardsprachlichen Prestigevarietät weiter. Hierbei handelte es sich zunehmend nicht mehr um das beschriebene landschaftliche Hochdeutsch, sondern um eine neue nationale Oralisierungsnorm (vgl. Schmidt/Herrgen 2011: 65), die sich nach Einführung des privat empfangbaren öffentlichen Rundfunks durch die Rundfunksprecher etabliert hatte (vgl. Ganswindt 2017: 37). Diese Orientierung hatte zuvorderst Relevanz in städtischen Kreisen, da der Standardsprache hier ein größeres Sozialprestige zugesprochen wurde. Aber auch in den ländlicheren Regionen, in denen der Dialekt länger stabil verwendet wurde, begann spätestens in den 1930er-Jahren eine Neuaufrichtung (vgl. Macha 2000: 296).²¹

Nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich die soziolinguistische Struktur des Sprachraums dann grundlegend (vgl. Mattheier 2003: 2726). Hierfür waren unterschiedliche Faktoren verantwortlich, die im Endeffekt aber alle zu einem häufigeren Gebrauch der intendierten Standardsprache auch in (informellen) Situationen, die vormals dialektal geprägt waren, führten. So kam es infolge des Zweiten Weltkriegs im Rheinland, wie auch in anderen Regionen Deutschlands, zu einer umfassenden Bevölkerungsverschiebung. Zahlreiche Flüchtlinge und Vertriebene, die im Rheinland zumeist aus ostmitteldeutschen Gebieten (vor

18 Zum Begriff *Generation* vgl. Kap. 3.2.

19 Zu Belegen aus zeitgenössischen schriftlichen Quellen vgl. Cornelissen 1999 und Macha 2000.

20 Brigitte Ganswindt kann zeigen, dass eine Rekonstruktion auf Grundlage unterschiedlicher jüngerer Quellen durchaus möglich ist (vgl. Ganswindt 2017).

21 So erfolgt beispielsweise zu Beginn des 20. Jhs. häufig noch eine Dialektalisierung neuer Lexeme, nach dem Zweiten Weltkrieg werden solche Anpassungen nicht mehr vorgenommen (vgl. Macha 2014: 116 f.).

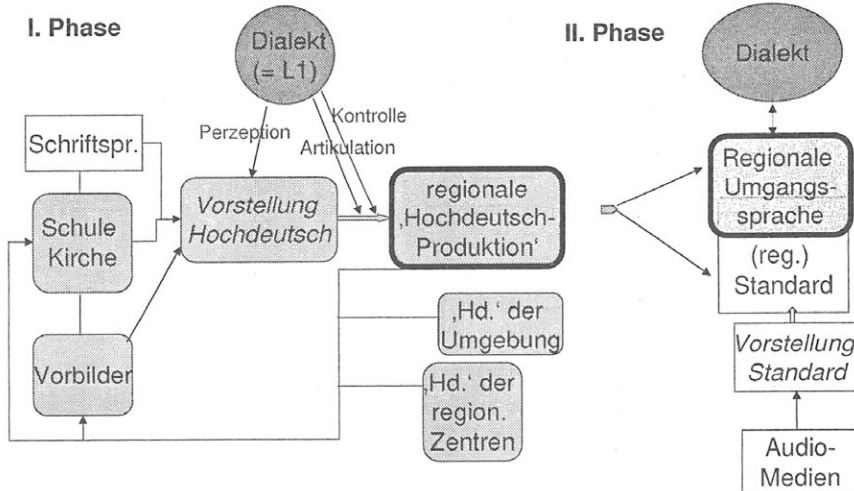


Abb. 2.2: Entwicklung der regionalen Umgangssprache (nach Möller 2006: 114)

allem Schlesien) stammten (vgl. Moser 1956: 131 f., Möller 2013: 317), siedelten sich sowohl in städtischen als auch in ländlichen Gebieten an.²² Sprachlich „passten sich [die ‚Neubürger‘] [...] normalerweise eher der hochdeutschen Umgangssprache als den lokalen Dialekten an“ (Macha 2000: 297, vgl. auch Dingeldein 2001: 45; Cornelissen 2015: 11 und Kap. 5.1.2). Bei dieser „hochdeutschen Umgangssprache“ handelte es sich um das durch ripuarische und generell miteldeutsche Merkmale geprägte landschaftliche Hochdeutsch, das nach Verbreitung der nationalen Oralisierungsnorm der Standardsprache um- und abgewertet wurde: „In dem Maße, in dem die neuen nationalen Normen der Mündlichkeit als ‚richtige‘, ‚reine‘ Oralisierungen der Standardvarietät kommunikative Präsenz erlangten, wurden die alten großlandschaftlichen Prestigesprechlagen als regional begrenzt wahrgenommen“ (Schmidt/Herrgen 2011: 65, vgl. Abb. 2.2).²³

22 Im Bundesland Nordrhein-Westfalen wurden laut Moser 1956: 123 bis zum 1. Januar 1950 1.118.000 Vertriebene aufgenommen.

23 Brigitte Ganswindt unternimmt den Versuch eine Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutshs, indem sie dessen regionale Merkmale u.a. mit den Phänomenen heutiger Regiolekte abgleicht. Für das ripuarische Dialektgebiet findet keine spezifische Untersuchung statt, wohl aber für zwei Orte im nfrk./rip. Übergangsgebiet. Insgesamt folgert sie aus den Ergebnissen ihrer Studie für das gesamte deutsche Sprachgebiet: „Somit kann der diachrone Vergleich die These bestätigen, dass es sich bei der historischen Varietät des landschaftlichen Hochdeutsh um den Vorläufer des Regiolekts handelt“ (Ganswindt 2017: 189).